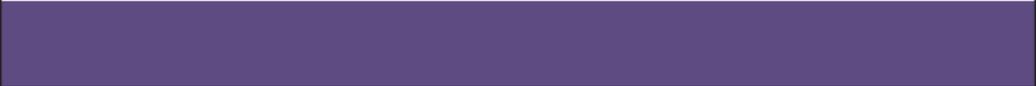


Tezer Özlü

Suche nach  
den Spuren  
eines Selbstmordes



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1558 der Bibliothek Suhrkamp



Tezer Özlü  
Suche nach den Spuren  
eines Selbstmordes

Variationen über Cesare Pavese

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage 2024  
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldenbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22558-5

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

APRIL 1982-30. AUGUST 1982  
BERLIN



# I

Ich bekomme Gänsehaut, ich friere am schönsten Frühlingstag, wenn ich jetzt vielleicht in einer Stunde, die mir wie eine Sekunde vorkommt, oder wie ein Leben erscheint, *Kadenz des Leidens* lese. Und erschüttert lese ich, dass Pavese am selben Tage geboren ist wie ich, am 9. September. Ich bin nach Mitternacht geboren. Aber wenn in Anatolien Mitternacht vorbei war, war es in S. Stefano Belbo noch nicht Mitternacht. Und wir sind in derselben Nacht geboren, wenn auch nicht im selben Jahr. Ich, sieben Jahre vor seinem Selbstmord. Warum sitze ich hier in Berlin Storkwinkel und lese und lese und lese Pavese. Habe ich ihn nicht jahrelang am Bosphorus gelesen. Was liegt in meinem Wesen, dass ich mein Herzklopfen, dass ich alle Bilder, die mein Auge aufgenommen hat, nur in seinen Sätzen, nur in den von ihm ausgesuchten Worten wiederfinde.

*Jede Straße hat ihr eigenes Gesicht. Jeder Hügel ist sozusagen eine Persönlichkeit ...*

sagt er.

Hast du das nicht empfunden, als du in irgendeinem Mai deines Lebens in Nizza ankamst und durch die breiten Alleen immer und immer wieder zum Mittelmeer gelaufen bist. Dir jede Fassade jeder Wohnung, jeder Residenz angeschaut hast. Jedes Straßenschild, jedes Hausschild gelesen hast. Was für ein Gesicht hast du aus Genua behalten. Wo du aus Müdigkeit das Mittelmeer nicht mehr finden konntest und durch graue, schmutzige, von Auspuffgasen stinkende Straßen liefst, die Schriften an den Mauern last und an deine Straßen in Istanbul dachtest, an die Gegend um den Galataturm, wo du neun Jahre zur Schule gegangen bist. Diesen von den Genuesen gebauten Teil von Istanbul. Was für eine Erinnerung hast du noch an die Straßen von Genua, wo du endlich in einem guten Hotel übernachten wolltest und keines fandest, weil diese Hotels von außen gut und elegant waren, aber drinnen alt und verlassen und feucht und arm. Und in einem solchen feuchten Hotel hattest du geschlafen, in der nassen Einsamkeit dieser Mittelmeerstadt, wo du das Meer nie finden konntest.

Du warst einsamer als die ganze Stadt, als das ganze Hotel, als das ganze Meer. So groß war deine Einsamkeit, wie der Ozean. Bevor du ins Zimmer kamst, saßest du in einem Straßencafé. Weißt du noch, was du getrunken hast, war es Bier oder Campari. In dem von elektrischen Lichtern erleuchteten Dunkel der Straße hatte ein Bus gehalten. Eine Fußballmannschaft war ausgestiegen. Als Frau, die du warst, schautest du die

Mannschaft an. Dann warst du in einem Lokal, wo junge Arbeiter ihren wertvollen Samstagabend verbrachten. Du wechseltest einige Worte mit ihnen. Sie sagten alle, sie seien Kommunisten, und hatten doch von Marx nie gehört. Das hatte dir gefallen. »Man kann auch Kommunist sein, ohne den Namen Marx gehört zu haben«, dachtest du. An viele Mauern der Stadt war geschrieben »avanti lavoratori«. Dann wurdest du wach an einem Sonntag. Die Hitze war noch nicht in dein Zimmer gelangt. Du gingst zum Bahnhof. Zuerst kauftest du dir ein Schinkenbrot. Als du deine Koffer holtest und dann die Gleise in der Sonntagsverlassenheit fandest, hast du dich mit einem Puppenverkäufer unterhalten. Er hat dir gesagt, dass er sich sein Leben lang nach einer Frau wie dir gesehnt habe. Er schlug dir vor, mit ihm zu bleiben. Am Bahnhof von Genua. Jetzt in Berlin, am angenehmsten Tag dieses Jahres, erinnere ich mich zum ersten Mal nach acht Jahren an diesen Puppenhändler. Und die Nächte genügen mir nicht. Und Menschsein genügt mir auch nicht. Und Wörter und Sprachen genügen mir nicht. Ich bin auf den Balkon gegangen. Eine Sekunde. Habe gesehen, wie die Sonne versucht, hinter den grauen Berlin-Wohnungen unterzugehen. Die Menschen parken ihre bunten, neuen Autos. Sitzen drin. Parken oder fahren ab. Immer, je älter ich werde, wird die Kluft zwischen mir und den Menschen auf den Straßen, in den Autos, in den Flugzeugen, in den Behörden, in den Senaten, in den Bussen, in den Geschäften tiefer. Und auch zwischen mir und

den Waren. An manchen Tagen kann ich kein Stück Fleisch in die Hand nehmen, und geschlachtete Hühner, ich kann sie zwar braten, aber nicht mehr essen. Ich gehe zurück zu meinen Reisen, zu meinen Städtebildern. Ich kann nicht mehr bleiben.

Gestern, an meinem ersten Aprilsonntag in Berlin, habe ich mich entschlossen, von nun an den Schmerz als Glück zu definieren. Habe ich in den glücklichsten Momenten meines Lebens nicht Schmerz empfunden. Den Schmerz des Seins. Und in der Ausdauer der Schmerzen war die Erwartung: das Warten auf meine eigene Welt. Das Warten auf meinen Morgentee in meinem Zimmer und nicht in den Schlafzimmern der Nervenkliniken. Diese Erwartung war ein wirkliches Glück. Aber niemand ist so schön, niemand ist so lebendig in den Tod gegangen wie du. Gestern saß ich lange auf dem Balkon. Der Balkon meiner Wohnung im Storkwinkel ist eine bis zur Hälfte hochgemauerte Zelle. Der Himmel ist frei. Man sieht die Gipfel der Bäume, die in diesen Tagen ihre Kahlheit aufgeben. In meinem Menschsein fühle ich mich kräftiger als die Menschheit und gleichzeitig fühle ich mich verlassener als die Bäume, die ihre Kahlheit ablegen. Und zum ersten Mal überfiel mich das Gefühl der Gelassenheit, das ich bisher nicht kannte. Dieses Gefühl war meiner Natur nicht gewachsen. Auch meiner Umgebung, meinen Mitmenschen war es nicht gewachsen. Aber als ich auf diesem Balkon saß, der wie eine zum Himmel offene Zelle gemauert ist, und die Gipfel der Bäume im Storkwinkel

ansah und den Wind wie eine sanfte Ouvertüre in den Sonntagsgassen von Berlin auf meiner Haut fühlte, fand mich das Gefühl der Gelassenheit. Ich stand auf, schaute die anderen Häuser und die anderen Balkone an. In Ruhe stellte ich fest: Sie alle waren so gebaut, dass keiner den anderen erblicken konnte, und ich setzte mich wieder auf den weißen Sessel und ließ die Gelassenheit tief in mich eindringen. Es war eine lange Nacht, ein langer Tag. Nach zwei Stunden Schlaf war ich zum Platz der Luftbrücke gefahren. Hatte noch in der Morgenkühle an der Bushaltestelle neben der großen und unlebendigen Grünanlage mit dem Fahrer des Busses 19 die Wartezeit verbracht. Er war ein einfacher, bäuerlicher Mann mit einem winzigen und glänzenden Ohring an einem Ohr. Die Namen der Haltestellen sprach er tief erotisch aus. Er war mir sehr sympathisch. Als ich in Halensee ankam und vor seinem Bus die Straße überqueren wollte, grüßten wir einander im menschlichen Verständnis. In den nächsten Stunden, während er weiter durch die Straßen von Berlin fuhr, entschloss ich mich, den Schmerz als Glück zu definieren.

*Die Umwelt soll nicht beschrieben, sondern durchlebt werden durch die Empfindungen ...*

Cesare Pavese

Damals war ich jung. Das heißt, damals glaubte ich noch an den Zustand Jugend. Glücklich und unglücklich. Lebendig und tot. Von den vielen Städten, in de-

nen ich war, weiß ich, dass ich in den Straßen, auf den Plätzen, in den Cafés, in den Gebäuden, in den Treppenhäusern, im Schatten und im Regen und im Wind und im krassen oder kalten Sonnenschein nur mein Ich vorangetrieben und beobachtet habe. Ich habe sie an die Tische gesetzt in den Cafés. Ich habe sie an den Kreuzungen stehen lassen, ich habe sie die Fassaden der Gebäude beobachten lassen. Ich habe sie viele viele Plätze, Boulevards und Gassen und Menschen vieler Städte entdecken lassen. Ich habe sie die Welt sehen lassen in unersättlicher Neugierde. Ich habe sie gequält. Ich habe sie nach Erlebnissen suchen lassen, auch wenn ich wusste, dass es aussichtslos war, so ein Leben zu durchleben in jenen Gassen, jenen Plätzen, in jenen Bahnhöfen und Flughäfen, wie es eigentlich in mir auf und ab ging. Dieser Wunsch war und ist unbeschreiblich. Alles, was sich darbot, war mangelhaft.

Die Winde mangelhaft. Der Geschmack des Wassers mangelhaft. Und die Länge der Tage und die Tage der Wochen mangelhaft. Ich habe sie viele Körper lieben lassen. In einer U-Bahn-Station habe ich sie hinter einer alten Frau sagen lassen: »Auch diese U-Bahn-Treppen der Jahrhunderte sind voller Unersättlichkeit und Sehnsucht.«

Ich habe sie beobachtet. In den Apfelgärten als Kind. In schlaflosen Nächten. In den Tiefen des Schlafs. Als Frau habe ich sie beobachtet, als Frau, die versuchte, immer etwas Lebendiges, immer etwas Konkretes zu erleben. Der Mond hinter den drei Schornsteinen in

der Berliner Frühsommernacht wärmte. Dazwischen sind viele Bäume. Was dahinter ist, war in jener Nacht unvorstellbar, und ich ließ sie an den Titel eines Buches denken: *Tender is the night*.

Die geräumigen Zimmer dieses Hauses im Storkwinkel. An welche Wände welcher Häuser erinnern sie. Die Nacht besteht nicht aus diesen glatten Wänden hier in Berlin. In jener Nacht trägt sie alle Wände ihres Lebens mit sich. Die hölzernen Wände der anatolischen Häuser, die öden Städte und den Stillstand der Zeit, die die Kindheit widerrufen. Museumswände der europäischen Großstädte. Galeriewände. Tote Wände. Beschriebene Städtewände. Wände, die einem nachts den Atem rauben. Wände. Unsere Gräber im Leben. Wände, hinter denen wir allein, ganz allein vielleicht das meiste von unserem Ich sein können. Empfinden, erleben und ertragen können. Jedes Ich draußen in der Stadt ist verstellt. Wände, an denen wir vom Leben, das man nie im Überdruß haben kann, stöhnend Abschied nehmen werden. Ich lasse sie wieder an den Titel eines Gedichtes denken: *Do not go gentle into that good night*.

Keine Stadt läßt so viel an Leben, keine Stadt läßt so viel an den Tod denken wie Berlin. Jede Wand ist eng. Jede Wand ist geschlossen. Jede Wand ist bedrückend. An allen Orten dieser Stadt trage ich alle meine frühen Wände mit mir. Die engen Wände des Elternhauses, die bedrückenden Wände der Ehen, die nach Zigaretten stinkenden Wände der Büros. Die schrecklichen Wände der Welt. Die unbarmherzigen, bitteren

Wände der Schulen, der Häuser, der Gefängnisse. Wände, vor denen Menschen aufgehängt und erschossen werden. Wände der Krankenhäuser, der Irrenhäuser, der Bürgerhäuser, der Schlösser, der Armenhäuser, der Altersheime, der Hütten, der Slums, der Städte, der Systeme.

Ich sitze hier mitten im Berliner Himmel und lasse Don Giovanni gegen die Juni-Abenddämmerung schreien. Mit ihm schreie ich alles aus mir heraus. In meinem Schweigen. Es ist unvorstellbar, dass sich derselbe Himmel über alle Länder der Welt erstreckt. Über die heutige Welt, auf der alle Jahrhunderte, aller Frieden, alle Todesstrafen, alle Kriege, alle Ungerechtigkeiten, alle Freiheiten, alles Essen, aller Hunger, alles Elend, alle Folterkammern weiterexistieren.

Die Nacht wird sich bald auf die Dächer der Berliner Alt- und Neubauten setzen. Alte Frauen, die heute Abend vielleicht den Tod finden werden. Alte Frauen, die morgen in einem Park im Schatten eines Baumes ein Eis lecken werden. Ein sanfter Juniabend nähert sich den Dächern Berlins. Dieser ungeheuren Stadt. Dieser verkleinerten Welt mit West, Ost und der Türkei dazwischen.

*All is the same*

*Time has gone by      Some one has died*

*Some day you came      long time ago.*

*Some day you'll die.      Pavese (14. Juli 1950)*

Irgendwo über uns ist die Sonne. Die einzige, die wir kennen. Doch wir denken beide nicht daran. Aber irgendwie spüren wir die frühe Wärme des Sommers. Sie ist sanft. Damit auch unser Schmerz. Dass wir zusammensitzen, auf dieser Bank an dieser Straße, auf der endlos die Autos hin- und herfahren, ja, dass wir zusammensitzen, mildert seinen und damit auch meinen Schmerz, der nie so groß sein kann wie der seine. Der Verkehr stört uns nicht. Wir haben keinen Zugang zum Leben des Tages, das sich vor uns in der Entfernung von einem Meter abspielt. Es ist laut, sinnlos-lebendig und es stinkt nach Auspuffgasen. Dieses Sonntagsleben auf der Autobahn in der Nähe der Havelchaussee.

So sitzen wir auf der Bank. In irgendeiner Stadt. In irgendeiner Zeit des Daseins. Uns wärmt die einzige Sonne, die wir kennen. Ich habe die Vergangenheit vergessen und sitze da als ein Mensch, der weder zurückdenken kann noch sich das Morgen vorstellen will. Still ist es. Trotz des Sonntagsverkehrs. Der gelangt nicht zu uns. Welcher Welt gehören diese Bäume an, deren Schatten sich auf der anderen Seite des Asphalts ver-

breiten. Welcher Welt gehören diese Menschen an, die auf den Fahrrädern vorübereilen.

Noch vor zwei Tagen hatte es geregnet, und uns war es gelungen, die Kneipe »Alte Liebe« an dieser Chaussee zu finden. Ein altes Schiff ist es. Es kann genauso gut am Goldenen Horn liegen. So sieht es aus. Vernachlässigt wie in meiner Dritten Welt. Und es stinkt nach Jahren. Es stinkt nach vielen Jahren. Die Wirtin, eine große, dicke, außergewöhnlich weißhäutige Frau, kommt und geht hinter die Theke. Der uns bedient, muss ihr Sohn sein.

– Wie lange existiert diese Kneipe, frage ich gleich.

– Fünfundzwanzig Jahre, sagt er.

Ich habe keinen Zweifel. Diese Kneipe liebte er in Berlin. Die so ärmlich aussieht wie in einem Arbeiterviertel irgendeiner Stadt. Die muss es sein. Hier saß er, wenn er in seine Heimatstadt kam.

Hier wird er nicht mehr sitzen. Er starb vor zwei Wochen. Er wird nicht mehr am Fenster der Kneipe »Alte Liebe« sitzen und auf die graue Wasseroberfläche der Havel schauen.

Er war alterslos. Genauso wie der Tod.

Er wird nicht mehr das andere Ufer der Havel anschauen und nicht mehr an den Bahnhof Zoo denken, von dem aus er einmal Berlin verlassen musste.

Hier liegt Berlin. Hier liegt die Stadt. Umgeben von Mauern. Umgeben von Seen. Umgeben von ihren ei-

genen fremden Menschen. Mit Menschen, die einsamer sind als sonst die Menschen in der Welt. Niemand denkt daran, wie viele Gemeinsamkeiten das Menschendasein hat. Ich vermeide das Wort Schicksal. Wie viele Gemeinsamkeiten. Sehnsucht. Schmerz. Alles andere spreche ich nicht aus. Es sind große Worte. Große Zustände. Ich gehe zurück zu der Holzbank an der Autobahn. Unter die sanfte Wärme der Sonne.

Mit ihm will ich auch zur »Alten Liebe«. Wir warten auf den Schmetterlingsbus. Und doch warten wir auf nichts. Und denken an den Tod. Und sprechen vom Tod. Haben unsere Jacken ausgezogen. Dabei stört uns die Hitze nicht. Wir nehmen sie kaum wahr. Es ist ein Abschnitt des Lebens. Das uns gefunden hat. Im Bild. Ihn und mich.

Viele Busse fahren vorüber. Auch Türken sitzen in diesen Sonntagsbussen, mit Kopftüchern und trüben Gesichtern. Und irgendwie muss ich mit ihm zur »Alten Liebe« fahren, als ob wir ihn wiederfinden würden. Ihn, der in jener skandinavischen Stadt starb, wo die Sonne selten wärmt. In jener Nordstadt, wo die Menschen aneinander vorbeigehen, ohne einander anzusehen. In jener Nordstadt, wo ich an einer Abenddämmerung den schönsten roten Himmel sah, der sich hinter dem schwarzen Dunkel der Gebäude am Horizont dehnte, bevor ich die Stadt verließ. Im Liegewagen zweiter Klasse.

Und hier sehe ich ihn. Am Fenster der »Alten Liebe« sitzen. Seine Pfeife rauchen. Durch seine Brillengläser schauen. Und an alles denken.

Morgen ist der letzte Junitag. Es wird wieder regnen. In sieben Minuten ist es ein Uhr. Das Fenster steht offen. Mir gegenüber hängt sein Bild. Hinter ihm im Photo die Bilder von Kafka und Brecht. Daneben ein Filmplakat. Es ist schwarz-weiß. Es zeigt Schienen. Ich habe es nicht angebracht. Es hing schon an jener Wand, als ich hier einzog. Ich liebe Schienen. Schienen bedeuten Freiheit. Bewegung. Nicht anpassen müssen. Schienen sind eine Art Unendlichkeit. Eine irdische.

An der anderen Wand hängen Auszüge aus Paveses Briefen und Tagebüchern. Auch sein Selbstmord ist gegenwärtig. In meinem Schlafzimmer.

Cohen singt seine Lieder. Ein Photo lehnt an der Wand. Es zeigt das Mittelmeer. Mein Mittelmeer im Schatten und in der Sonne. Er hat es aufgenommen. Meine jüngste Liebe. Meine letzte, die mich am meisten an den Tod erinnert: seine Jugend und seine schöne Haut. Daneben drei Photos von Juan Rulfo. Und neben meinem Bett wieder er. Einmal jung, sodass ich ihn kaum erkennen kann. Das heißt: alterslos. Daneben liegt das Frida-Kahlo-Buch. Ich habe zwei Flaschen ans Bett gebracht. Apollinaris. Was die andere enthält, verrate ich nicht.

Wir sitzen an der Havelchaussee. Und nehmen nur unsere Freundschaft wahr. Ich will ihn zur »Alten Lie-

be« mitnehmen. Aber der Schmetterlingsbus kommt und kommt nicht.

Ich habe das Gefühl, ihn dort von seinem großen Schmerz ablenken zu können. Oder, »Alte Liebe« kann seiner Stimmung entsprechen.

Die Nacht und die Städte gehen vorbei. Jetzt ist die Mondscheinsonate im Zimmer. Er wird in zwei Tagen nach Südostasien fliegen. In irgendeinem Zimmer eines modernen Hotels mit Klimaanlage wird er wieder den Schmerz erleben. Er wird duschen. Dann wird er sich im Spiegel ansehen und ihre Katzenaugen wiederfinden. Er wird sich bäuchlings aufs Bett legen und sich nach ihr sehnen. Die in Süddeutschland unter der Erde liegt.

Jetzt ist die Mondscheinsonate hier. Und wir sitzen noch auf der Bank an der Havelchaussee. Die Sonne wärmt die Freundschaft. Weiter haben wir nichts.

Der Bus, mit dem wir zur Kantstraße fahren, ist voll mit Sonntagsmenschen. Sie sind fröhlich und vom Ausflug müde. Wir stehen.

– In zwei Wochen ist sie 50 Jahre älter geworden, sagt er.

– Sie kam als Achtunddreißigjährige ins Krankenhaus, und als sie nach zwei Wochen starb, war sie 88. In tiefen Höhlen lagen ihre Augen, ihr Hinterkopf war zerschmolzen.

Der Bus ist voll. Der Schmetterlingsbus kam und hielt nicht an.